haben ihre Nerven so heruntergebracht, daß ihnen Speise und Trank keinen Genuß bereiten. Am seltsamsten geht es denen, die, nachdem sie den größten Teil ihres Lebens damit verbracht haben, Geld zusammenzuscharren, in der zweiten Hälfte sich vergebens bemühen, es auf eine anständige Art wieder los zu werden. Der amerikanische Millionär Carnegie ist ehrlich bemüht, sein Vermögen auf wirklich anständige Weise los zu werden. Er verschenkt schon seit Jahren Millionen über Millionen und hat auf diese Weise glücklich bereits einige hundert Millionen los werden können, und zwar meist für Bibliotheken. Da muß er zu seinem Verdruß hören, daß er auf diese Weise keinen rechten Nutzen schaffe, im Grunde sogar Schaden anrichte. In der Tat haben nicht wenige Städte und Korporationen die ihnen von Carnegie angebotenen Millionen abgelehnt. Aber er hatte noch größeren Verdruß erfahren. Seine Millionen sind auch zurückgewiesen worden mit der Begründung, man wolle kein Geld, das durch das Blut und das Glück unzähliger ruinierter Existenzen erworben worden ist. Kirchen und Universitäten haben mehreren Milliardären das angebotene Geld mit dieser Begründung gewissermaßen vor die Füße geworfen. Von allen Torheiten, deren sich die Menschen schuldig machen, ist vielleicht die größte die unmäßige Geldgier, die den mit ihr Behafteten manchmal dem goldenen Ziele, meist aber auch dem Abgrunde zutreibt.

Die Kinder auf der Landstraße.

In der Sportzeitung des „Neuen Wiener Tageblattes" war unlängst Klage über die Schwierigkeiten erhoben worden, die dem Automobilverkehr durch die auf den Landstraßen spielenden Kinder bereitet werden. Nach dem Grundsatz „Audiatur et altera pars" zitiert nun das genannte Blatt folgenden Artikel aus dem „Irish Cyclist": „Ich muß gestehen, ich vermag absolut nicht einzusehen, warum gerade deshalb, weil eine gewisse Klasse von Automobilisten sich einbildet, Hals über Kopf durchs Land rasen zu müssen, die armen Kinder um ihr Vergnügen gebracht werden sollen, auf der Straße zu spielen. Ihre Eltern, Großeltern und Urgroßeltern haben es ebenso gemacht, warum sollte man es gerade ihnen verbieten? Die Kinder aus reichen Häusern sind freilich besser daran, sie haben ihre Gärten und Privatspielplätze. Den Kindern aus dem Mittelstande stehen wenigstens die öffentlichen Anlagen oder Parks zur Verfügung. Die Kinder aus den unteren Volksschichten aber haben nichts anderes, als das Stückchen Straße vor ihrer Hütte. Ja, wenn auch das kleinste Dorf, der elendste Weiler im ganzen Lande seinen öffentlichen Park oder Spielplatz hätte, läge die Sache anders. Das ist aber ein Ding der Unmöglichkeit, und eben darum empfinde ich es als eine arge Ungerechtigkeit, die Kleinen von der Straße zu verweisen. Das Gezeter hat erst begonnen, seit die Automobilisten auf der Bildfläche erschienen sind. In gewissen automobilistischen Kreisen scheint man fest davon überzeugt zu sein, daß dem meterobernden Motor alles die Bahn freigeben müsse. Klagt einer nur den beschleunigten Einwand dagegen zu erheben, so schreit alles in heller Entrüstung, daß man eine „junge Industrie ersticken" wolle. Ich gehöre zwar gerade zu jenen, deren Lebensunterhalt in hohem Maße von dem Blühen der Automobil-Industrie abhängig ist, stehe aber trotzdem keinen Moment an, dieses Verlangen für aufgelegten Humbug zu erklären. Die Automobilisten wollen sich überall durchsetzen, und nun begehren sie gar, daß man den Kleinen das Spielen auf der Straße verbiete, nur damit ihnen selbst keine Unannehmlichkeiten erwachsen. Wohin soll das noch führen? Die Automobilisten werden bemerkt die ganze Welt für sich in Anspruch nehmen, und jeder, der nicht zu ihrer Gemeinde zählt, muß sich fragen, ob man ihm überhaupt noch zu atmen gestatten wird. Wenn ich zwischen einem größeren und einem geringeren Uebel die Wahl hätte, nämen die Automobilisten schleckt weg, denn ich erachte die Kinder auf dem Lande als den teuersten Schatz, den ein Volk besitzt. Mit ihm verglichen kommt das Gedeihen einer Industrie wahrlich kaum in Frage. Dies gilt besonders in unseren Tagen, wo die Schlagwörter Degeneration und Massenverschlechterung gang und gäbe sind. Es ist klar, daß eine in Elend, Laster und Verbrechen großgewordene Generation ihren Nachkommen wieder nur den Keim zu Krankheiten und Freveltaten als Erbe hinterlassen muß. Die Zukunft der Rasse liegt in Wohlergehen, im Blühen und Gedeihen der Kleinen, denen die Landstraße als Tummelplatz dienen muß. Wollte man sie von Haus über verhängen, gut, dann gebe man ihnen erst andere Plätze, wo sie sich erholen können." Zu dieser Philippika bemerkt das „Neue Wiener Tageblatt" sehr vernünftig: „Wir wissen noch eine andere Möglichkeit. Wenn die Automobilisten durch die Ortschaften mit der gebotenen Vorsicht fahren, wird das den Kindern nicht schaden, und die Kinder werden den Automobilisten keine Unannehmlichkeiten bereiten."

Lustige Ecke.

* Kühner Schluß. Anwalt: „Sie wollen Ihren Hauswirt verklagen, weil er Sie einen Igel genannt — das ist an sich aber noch keine Beleidigung." — Klient: „Ja, vor dem Igel hat er eine Pause gemacht und das Schweln verschluckt."

* * *

* Sie weiß Bescheid. Frl. A.: Klara muß mich gestern nicht schlecht verlästert haben. — Frl. B.: Weshalb glaubst Du denn das? — Frl. A.: Als ich sie vorhin traf, gab sie mir einen Kuß!

* * *

* Je nachdem. Zwei Weinreisende, die ein Gebirgsstädtchen abgegrast haben, sitzen nach Schluß des Geschäfts in einem Restaurant am Berge. A.: „Oede und langweilige Gegend!" — B.: „Oede, langweilig? Sie haben keinen Sinn für Naturschönheiten; ich finde den Ausblick einfach herrlich!" — A. (mürrisch): „Ja ja, Sie haben auch heut fünfhundert Flaschen verkauft!"

Knack-Mandeln.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 31: „Allegro".

Richtige Lösungen gingen ein 24. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: A. Bornemann, Friedrich Gäbler, Frau Hagemann, Frau Wilhelmine Hofmann, Minnie Körber, Paul Probst, Hermann Pickroth, Johanna Richter, A. Schellenberg, Georg Schlereth, Kurt Seiff, Louis Stück, Max Schubert, Fritz Schulz, Otto Wichmann, G. Wille, Hermann Zoellner, Otto Brandt, Julius Schneider;

von auswärts von: G. Kiang, Landsberg, Karl Sauber, Plötzniz, Oskar Dietrich, Wernigerode, F. Heergesselle, Zörbig, Wilhelm Klühlendorf, Ammendorf.

Preis: Shakespeare's Werke, eleg. geb.

entfiel auf **Georg Schlereth**, hier.

Preisrätsel.

Nun rate: es ist, was vorhem war
Und doch auf Erden immerdar,
Einförmig mit Volkat und Hauch,
Einförmig oft im Leben auch;
Ein Wundermort und Substantiv,
Geh's oft in seiner Bedeutung schief.
Stets faßt das Mörchen Zwei in Eins,
Und wenn sie's haben, liebt's oft keins.

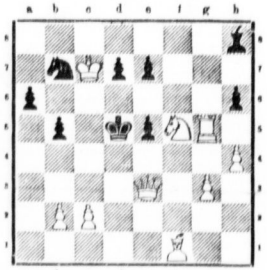
Preis: Heinrich Heines Werke, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntag-Nummer. Lösungen denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" einzusenden.

Auswärtige Gewinner eines Preises wollen gefl. sofort nach Verkanntgabe ihre genaue Adresse der Redaktion per Postkarte mitteilen, damit die Zustellung des Preises unverzüglich erfolgen kann

Schachaufgabe.

Von B. Prikryl in Prag.



Weiß.

(9 | 9)

Weiß zieht an und setzt in 3 Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 30.

(Vierzüger von Kontbeliß.)

W. Kd8, Dd1, Lb6, Sd5, b4, Ba3, b5, d2, f3, f6.
Schw. Kd6, Lc6, Sb3, Ba6, b4, d7, g3.

1. Dd1—h5, Sg5. 2. Lc7‡, Ke6. 3. Sf4‡. — 2 .., Ke5. 3. ab‡. — 1 .., Sf4. 2. Sf4:, Ke5. 3. Db2‡. — 2 .., beliebig. 3. Db4‡ (Dc3). — 1 .., a5 (beliebig). 2. Sc7, Sf4. 3. Se8‡. — 2 .. Sg5. 3. Dd3‡. — 2 .., beliebig. 3. De3 (b4‡). — 1 .., Ld5: 2. Db4: ‡, Ke5. 3. d4‡. —

Verantwortlicher Redakteur L. B.: Jean Schweiter. — Druck und Verlag von W. Knapp. Hebbe in Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.
Nr. 32 Halle a. S., den 6. August. 1905

Als die Linden blühten.

Skizze von Max Wundtke.

(Nachdruck verboten.)

Das blonde Kind dort im Schatten des Hauses trug ihr Leid in verschwiegener Brust, und klagte nicht zu Gott und den Menschen und verzehrte ihre Kraft und lächelte und segnete. Auch ihre Mutter kannte das Leid ihrer Tochter nicht. Sie war die beste, liebste und zärtlichste Mutter und — wußte nichts von dem Leide ihrer Tochter. Und weil sie davon nichts wußte, war sie grausam und herzlos obenein mit ihrem fortwährenden Quälen: Heirate doch, warum willst Du denn nicht heiraten?

Ach, und sie meinte es dabei so gut!

Einmal muß doch geheiratet werden! Wozu sind die Mädels denn da? Und schließlich . . . . . es hat's doch auch jede gern. Warum also nicht die Gretel auch? Es sollte doch ganz gewiß zu ihrem Glück sein; denn daß sie nur einen guten, braven Mann heiraten sollte, dafür wollte sie schon sorgen. Den Herrn Fahling zum Beispiel, den Techniker. Der würde sie schon halten wie einen Augapfel. Man sah's ihm ja an den Blicken an, wie er Gretel anbetete. Und Gretel hatte auch garnichts an ihm auszusetzen, sie mochte ihn sogar recht gern. Und eine gute Partie war er auch.

Und doch wollte Gretel nichts vom Heiraten wissen. Es tat ihr weh, wenn man ihr vom Heiraten sprach.

Die Alte rückte unruhig auf ihrem Schemel zurück.

„Dummes Mädel", brummte sie, „warum willst Du ihn denn nicht nehmen? Er ist doch ein ganz forscher Mann, jung und hübsch, und wird's noch mal zu was bringen in der Welt."

„Laße mich doch nicht, Mutter," antwortete das blasse Mädchen, indem es eine Gebärde des Abscheus machte. „Du weißt doch, daß ich garnicht recht gesund bin. Wie soll ich denn da heiraten? Ich mag ihn auch garnicht . . . ."

Die großen Augen starrten träumerisch in die Lindenwipfel hinauf, die wie eine große dichte Vorhalle die ganze Hauswand beschimmten.

„Nicht gesund?" wiederholte die Mutter ärgerlich. „Der Arzt sagt, Dir fehlt eigentlich nichts."

Tabel zupfte sie so angelegentlich an den grünen Bohnen, die sie auf der Schürze in ihrem Schoße hielt, als wäre ihre volle Aufmerksamkeit ganz allein in die Vorbereitung zu der Mahlzeit gerichtet und als hätte sie ihre Worte nur ganz achtlos und so nebenbei gesprochen.

Ein schwaches Lächeln umspielte die Lippen des hübschen Mädchens.

„Mutter, ich weiß am besten . . . . . ich bin ja eigentlich auch nicht krank . . . . . nur ein wenig schwach und so . . . . . so . . . . traurig, so furchtbar traurig . . . . . ich meine, zum Heiraten bin ich nicht gesund genug."

„Ach, dumme Reden, Gretel, heirate nur erst, dann wirst Du schon lustiger werden. Das kann doch nicht so weitergehen. Vater wird auch nicht ewig leben. Und Du bist schon im fünfundzwanzigsten Jahre. Was soll dann aus Dir werden, wenn er mal tot ist?"

„Aber Mutter, wer wird daran denken?"

„Jawohl, so muß man, man muß an alles denken," meinte die Alte.

Ernst und groß schauten des Mädchens Augen in den goldigen Dämmer der Baumkronen. Sie dachte offenbar an etwas ganz anderes. Die Mutter beobachtete sie eine ganze Weile verstohlen von der Seite, raffte dann kopfschüttelnd die Bohnen zusammen und ging ins Haus. Gretel sahen von allem nichts zu merken. Regungslos saß sie da, starrte und träumte. Süße Bilder tauchten vor ihrem seelischen Auge empor, Bilder, die auf ihren Geist wirkten wie Opium, die ihren Leib matt, träge und krank machten und ihre Seele der Wirklichkeit entrückten, um sie in einer Welt der Erinnerungen und farbenglühender Träume wieder aufleben zu lassen.

Ein stilles, träumerisches Kind war sie immer gewesen. In ihrer ganzen Verwandtschaft befand sich nicht einer, der auch nur einen Bruchteil ihres weichen Gemütes besessen hätte, und ihre Eltern hatten manches harte Wort an sie verschwendet, weil sie den Ihren so fremdartig gegenüberstand. Mag auch sein, daß der stete Verkehr mit den Blumen des Parkes ihren Sinn so zu modeln vermochte. War ihr Vater doch herrschaftlicher Gärtner, der nebenbei Diener- oder auch Kutscherstelle vertreten mußte, und so war sie aufgewachsen unter Blumen, Bäumen und Sträuchern, und ihre Seele hatte etwas von dem stillen Dulden und welchen Dahinträumen der Pflanzen in warmer, duftreicher Sommernacht angenommen.

Doch nicht immer war sie so gewesen. Vor dem Erwachen ihrer Seele bis ins neunzehnte Jahr hinein konnte sie zuweilen recht fröhlich und ausgelassen werden, und mitten in diese Zeit köstlicher Fröhlichkeit hinein fiel das große Ereignis ihres Lebens . . . damals — es war wie heut — als die Linden blühten — —

Er war in das Landhaus gekommen, dessen Verwaltung ihr Vater schon seit Jahren übernommen hatte — ein müder, kranker Mann. Erich Sanden hieß er, er war ein Künstler — ein Geigenspieler. In noch verhältnismäßig jungen Jahren hatte ihn seine Kunst zu ungeahnten Erfolgen geführt. Geld floß ihm, der bisher mit harten Entbehrungen zu kämpfen hatte, in reicher Menge zu und diese plötzlich über ihn hereinbrechende Fülle brachte ihn ein wenig aus dem Gleichgewicht. Ein flottes, leichtsinniges Leben begann, das bald in einen tollen Rausch ausartete. Er fing an sich selber zu verlieren. Sein von jeher nicht widerstandsfähiger Organismus war diesen Ausschreitungen nicht gewachsen. Der Körper brach zusammen und der junge Musiker verfiel in eine langwierige Krankheit. Und nun kam die Selbsterkenntnis und der Ekel über den Sumpf, durch den er gewatet, und die Reue. Er fand sich wieder und fand sich damit auch wieder zu seiner Kunst zurück. Aber sein Körper war sehr geschwächt und bedurfte einer gründlichen Kräftigung. Da bot ihm ein begüterter Verehrer seiner Kunst sein idyllisch gelegenes Landhaus zum Rekonvaleszentenaufenthalt an. Er konnte es um so leichter, da er gerade eine längere Reise nach England vor hatte. So nahm Erich Sanden dankbar an und siedelte Anfang Mai nach der reizenden Villa seines Gönners über, die, von einem herrlichen Park umgeben, unter der Obhut von Gretels Vater stand. So lernte Gretel ihn kennen.

Der bleiche junge Mann mit dem schwarzen Lockenwald auf dem interessanten Kopfe erregte von Anfang an ihre Teilnahme. Der leichte Schimmer von Schwermut, der über seinem Wesen ausgebreitet lag, wirkte auf sie mit magischem Reiz. Ihre überfühlende Seele, die das Dulden und Resignieren gleichsam in sich aufgesogen hatte, witterte überall Leid und Weh und berauschte sich förmlich in Mitleid. Aber die höchste Ekstase erklomm ihr Gefühlsleben, als eines Tages der Künstler im offenen Fenster seines Zimmers die geliebte Geige hervorholte und zu spielen begann. O, das war eine Seligkeit, von der sie vorher niemals geahnt hatte!

Einmal saß sie in der Abenddämmerung unter dem Fliederbusch und lauschte auf das süße, selige Jauchzen seiner Musik. Ihre Gedanken flogen durch weitfernste Fernen und kehrten auch nicht zurück, nachdem der Geiger geendet und sein Instrument bestellte

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050806053/fragment/page=0001

gelegt hatte. Er war unterdessen in den Garten getreten und auf die Träumerin gestoßen. Sie hatte sein Kommen ganz überhört.

Betroffen stand der Musiker still. Eigentlich hatte er Gärtners Gretel noch nie so recht betrachtet. Bisher war er dem weiblichen Geschlecht gegenüber stets von einer merkwürdigen Schüchternheit gewesen, um die er von seinen Freunden und Kumpanen oft genug gehänselt wurde. Zwar brachte das Mädchen ihm täglich die Mahlzeiten, da er sich völlig bei dem Gärtner in Pension gegeben hatte, aber stets hatte er sie mit nur flüchtigem Blick gestreift. Nun sah er sie vor sich, in einfachem, aber duftigem Frühlingskleide, eine angefangene Häkelarbeit in den Händen auf dem Schoße, die dunkelblauen großen Augen nach oben und innen gekehrt. — Ein feines, zartes Gesicht, von blondem Kräuselhaar umrahmt — und die ganze liebliche Gestalt umstrahlt von dem goldigen Widerschein der gesunkenen Sonne von den flammenden Wolken her — ihn ergriff es mit einem Male wie eine Offenbarung. Schuppen schienen ihm plötzlich von den Augen zu fallen und in die Knie hätte er sinken mögen und so andächtig sie betrachten, wie sie vorhin seiner Musik gelauscht hatte.

Da schrak sie zusammen. Ein schwerer Atemzug hatte ihn verraten. Und nun kamen die Verlegenheitsszenen und die Verlegenheitsredensarten, die einem nach solchen weihevollen Höhenflügen der Seele so unsäglich schal und albern vorkommen. Aber bald war dieser tote Punkt überwunden; das unerschöpfliche Thema „Musik" half ihnen darüber hinweg und führte ihre Herzen näher aneinander.

Von da an betrachteten sie einander mit anderen Augen. Sie saßen oft beisammen und sprachen von den leisen Stimmungen ihrer Seele, und oft wanderten sie durch die schattigen Wege des großen Parkes und sprachen garnichts; aber sie fühlten, wie ihre Seelen einander suchten und zu ergreifen und zu durchdringen trachteten.

So verging Woche auf Woche. Beide hatten nur noch Sinn für einander, für die Musik, die aus solchem geistigen Zusammenklang geboren wurde; und beiden war, als wüchsen ihnen Schwingen, die sie hinauftrugen zu reinen, sonnigen, klagelosen Höhen. Blieben auch die Formen ihres Verkehrs die üblichen, durch gesellschaftliche Sitte und Schüchternheit in gleicher Weise beeinflußten, so waren doch ihre Herzen schon in innige Berührung getreten, daß sie zitterten, wenn sie einander nicht hatten. Tag und Stunde vergingen in Sehnen und Sinnen ..... ein halbes Leben .... bis sie einander wiederfanden und nun erst zu vollem Leben erwachten.

Diese Liebe war köstlich und rein, wie die Lilie, die zum erstenmal sich geöffnet und an ihrer Krone noch den Tau des Frührots trägt. Süß und hold, wie die Lilie strahlt, war ihr Empfinden, ohne Begehren. Wie zwei Lilien waren ihre Herzen aufgeblüht, absichtslos und nicht der Zukunft gedenkend, allein sich freuend ihrer Reinheit, ihrer Schönheit, ihres Duftes und des goldigen Lichts.

Da wurde es mit einem Schlage anders — damals — als die Linden blühten.

Ein duftweicher Juniabend war's. Die Luft spielte so lau und wohlig um die Haut, daß sie die Empfindung hatte, als triebe sie auf kosenden Wellen von Duft und Blüten. Die Sonne war untergegangen; in märchenhaften Farbenreflexen zogen die Wolken in verschiedener Höhe ihr nach. Durch die Wipfel der Bäume schimmerte scharf umrissen die goldene Sichel des zunehmenden Mondes. Ganz fern, irgendwo am Flusse klang die Liebesklage einer Nachtigall. Sonst war alles still. Kaum daß ein Blättchen sich rührte. Auch die beiden saßen am Gartentisch und sprachen kein Wort. Eine traumhafte Stille ringsum. Sogar das leise Herabregnen der abfallenden Lindenblätter war zu vernehmen. So schauten beide Menschenkinder versonnen vor sich hin. Ohne daß sie es wußten, hatten sich ihre Hände gesucht und gefunden. Und ganz wort- und absichtslos standen beide auf und schritten, die Hände verschlungen, tiefer in den Park. Und sie sprachen immer noch kein Wort; aber eine süße Müdigkeit kam über ihre Glieder. Sie ließen sich auf eine Bank nieder und sahen etwas beklommen vor sich hin. Wie er es endlich einmal wagte, aufzuschauen, sahen sie einander voll in die Gesichter. Sie waren beide bleich, als wären sie betäubt von dem berauschenden Duft der Lindenblüten. Nur die Augen leuchteten groß und ängstlich-fragend daraus hervor. Da trieb es ihn wie mit unsichtbarer Gewalt, ihre Hand näher an sich zu ziehen, und sie folgte ihm willenlos. Da fühlte er's heiß in sich emporsteigen; eine wilde Trunkenheit ergriff ihn; er schlang den Arm um sie, riß sie vollends an sich und wühlte ächzend, sinnlos seine Lippen in die ihren.

Und leise rieselten Lindenblüten aus der Höhe auf sie herab —

Von da an wurden ihre Augen aufgetan. Mit einem Schlage war der klare Himmel der Reinheit zerstört. Nun jagten die Sturmrosse der Leidenschaft darüber hin. Aber während sie von einem Feuertrank genippt hatte, der sie mehr und mehr gefangen nahm, so daß sie Tag und Nacht mit glühenden Sinnen und fiebernden Nerven nur das eine Verlangen in ihrer Seele wälzte, ihm immer mehr zu geben, ihm das niegewesene zu sein und restlos und klaglos in ihm aufgehen zu können, war in ihm ein jähes Erschrecken hochgestiegen, eine herzbeklemmende Angst.

Acht Tage danach reiste Erich Sanden ab. Die Pflicht rief ihn, wie er sagte. In Wahrheit war es eine schmähliche, feige Flucht.

Gretel begriff die neue Lage noch lange nicht. Die Trennung schien sie wieder entsühnt zu haben. Sie war ganz zärtliche Sehnsucht, ganz Liebe, ganz ätherisches Glück. Er mußte ja wiederkommen, hatte er es nicht gelobt? Möglich auch, daß er nicht davon gesprochen .. was hatte sie darauf geachtet? ..... Ihr war das so selbstverständlich, daß es keines ausdrücklichen Versprechens bedurfte.

Und so träumte sie von dem Erlebten und träumte von dem Erhofften und wartete. Am Anfang kamen auch ein paar Briefe voll von Zärtlichkeiten, die sie wohl verstand, aber auch voll von Klagen und Selbstvorwürfen, die sie nicht begriff. Selbstanklagen? Reue? Unglücklichsein? ..... Wie denn? .... War nicht alles gut und herrlich und köstlich und so unsäglich verheißungsvoll, was sie erlebt hatten? — Nein, darin begriff sie ihn nicht.

Aber die Monate vergingen, und es kamen Stunden, in denen sie anfing zu verstehen, und als sie einmal zufällig — es war mitten im Winter, in der sogenannten Saison — in einem hauptstädtischen Zeitungsblatt eine begeisterte Besprechung eines Erich Sanden-Konzertes las, da begriff sie alles. „Haben wir früher an Erich Sandens Spiel allein die phänomenale Technik rühmen können, so hat sein Spiel jetzt unbedingt an Seele gewonnen; bisher war er der Virtuose, jetzt ist der Künstler in ihm erwacht. Irgend eine große Leidenschaft hat seine Kunst verklärt und ihr den lebendigen Odem gottgeborener Meisterschaft eingeblasen." So schrieb das Blatt, und es schrieb auch von der begeisterten Verehrung, die der Künstler allenthalben, namentlich bei der Damenwelt genoß. Nun wußte sie es. Sie begriff, das sie nicht mehr als das kleinste Insekt zu bedeuten hatte, das seiner Bestimmung genügte, indem es die große, strahlende Blüte befruchtete und diese seine Bestimmung mit dem Leben bezahlte. Nun begriff sie alles.

Ohne Groll, ohne Bitterkeit nahm diese neue, schreckliche Erkenntnis von ihr Besitz; aber eine unsägliche Traurigkeit legte sich wie ein schwerer Heidenebel auf ihre Seele. Sie ward müde und kraftlos, das Leben zu tragen. So hatte sie allen Bewerbungen um ihre Hand Widerstand entgegengesetzt; so hatte sie auch jetzt den Antrag eines jungen Technikers ausgeschlagen. Um sie herum blühten die Linden wie einst ..... und noch lebte ihr Glück wie einst; aber die Hoffnung war gestorben. Das einzige Interesse, das ihr noch verblieben, war, die großen Zeitungen zu durchblättern, ob sie vielleicht seinen Namen darin fände. Und schon am ersten Tage nach der eingangs erwähnten Szene fand sie ihn. Da stand in dürren Worten:

„Der berühmte Geigenkünstler Erich Sanden hat sich mit der in Gesellschaftskreisen ihrer Schönheit wegen gefeierten Gräfin Rita Batorski verlobt."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr Traum war nun zu Ende; das Erwachen war da. Aber es war kein Erwachen zum Leben. Sie kränkelte den ganzen Sommer hin, schleppte sich mit Hilfe scharfsichtiger Aerzte, die ganz bestimmt versprachen, sie bis zum Frühling wieder vollständig herzustellen, durch den Winter und starb dann. Und just war es wieder dieselbe Zeit wie damals ...... als die Linden blühten.

Die Geschichte einer Ohrfeige.

Skizze von **Br. Evls.**

(Nachdruck verboten.)

„Eine seltsame Straßenszene." So konnte man heute in allen Zeitungen lesen. Offensichtlich war die Notiz von einem und demselben Berichterstatter ausgegangen. „Ort der Handlung: Die stark belebte Reichsstraße. Zeit: Nachmittags gegen 4 Uhr. Ein zweifelsohne der besseren Gesellschaft angehöriger elegant gekleideter Herr promeniert am Arme der hübschen Schauspielerin, die als Crevette allabendlich das Entzücken der Besucher des Thalia-Theaters bildet, unter den Ahornbäumen der Straße gemächlich dahin. Von der entgegengesetzten Seite kommt auf flinkem Rade ein schmucker Sportsman daher. Als er des Paares ansichtig wird, springt er ab, eilt auf den Herrn zu und versetzt ihm links und rechts ein paar Ohrfeigen, ohne sich erst in irgendwelche Disputationen einzulassen. Schnell hat sich eine Menschenmenge angesammelt, ein Schutzmann ist natürlich nicht zu sehen. Noch ehe der Geschlagene seinen zu Boden gefallenen Zylinder aufgehoben, mit dem Rockärmel abgebürstet und aufgesetzt hat, sitzt der Fahrer schon wieder auf seinem Stahlroß und verschwindet. Wo mag die Lösung dieses seltsamen Vorfalles liegen?"

Die Frage war eigentlich herzlich naiv. Aber wie die Reporter mochten Hunderte von Lesern denken, die sich höchstens genau so wie ich nur sagten, daß da natürlich eine Frau im Spiele sei. Das „Cherchez la femme!" des französischen Polizeiministers Fouchs hat doch noch immer nicht seinen Kurswert verloren.

Immerhin interessierte mich die Nachricht nicht so stark, daß ich mir ihretwegen meinen Kopf zerbrochen hätte. Ich sollte die von vielen begehrte Lösung auf eine ganz andere Art erfahren.

Eben hatte ich mich nachmittags an meinen Schreibtisch gesetzt, um einige Briefe zu beantworten, als mir der Besuch eines Freundes gemeldet wird. „Kurt Hornfeld" steht auf der Karte, die mir das Dienstmädchen meiner Zimmerwirtin überreichte. Was kann denn den jetzt hierher führen? Ich kannte ihn noch von der Universität her. Damals war er mir ein sehr lieber Freund geworden. Später hörte ich, daß er eine Weltreise angetreten. Vor etwa einem halben Jahre war er wieder zurückgekommen, hatte mich auch das eine oder andere Mal besucht, ohne daß aber unsere früheren Beziehungen in ihrer alten Herzlichkeit aufgenommen worden wären. Daß er zu so ungewohnter Stunde mich aufsuchte, mußte etwas bedeuten.

Und es bedeutete auch etwas.

Ohne Umschweife begann er. „Du hast wohl die Notiz: „Eine seltsame Straßenszene" in den heutigen Morgenblättern gelesen?"

„Gewiß — aber —"

„Nun, der Herr auf dem Rade war ich."

„Du?"

„Ich. Jawohl. Der andere, den ich ohrfeigte, ist ein gewisser Julius Torstenheim — ich weiß nicht, ob Du ihn kennst."

„Nur dem Namen nach. Das ist doch der Sohn des Bankiers in der Wilhelmstraße."

„Allerdings. Er hat mir heute morgen natürlich seine Zeugen gesandt. Ich erwartete das auch nicht anders. Und nun wollte ich Dich bitten, mir in dem Ehrenhandel beizustehen."

„Ah — aber natürlich. Schlimm wirds ja wohl nicht werden."

Kurt zuckte die Achseln und verzog dann den Mund.

„Wer weiß? Ich habe wenigstens nicht vor, ihn zu schonen."

Ich sprang erregt auf.

„Aber das verstehe wer will. Du ohrfeigst ihn auf offener Straße. Er fordert Dich. Und Du willst ihn niederknallen ... Ich stehe faktisch vor einem Rätsel."

„Nun so höre."

Er kreuzte die Beine, zündete eine meiner Zigaretten an und begann:

„Du weißt, daß ich eine Weltreise gemacht habe. Ich habe sie nicht aus freien Stücken unternommen. O nein. Mit der Riviera oder sonst einer schönen Gegend in Europa hätte ich mich vollständig begnügt. Eine Frau steckte natürlich dahinter. Ich kann ruhig den Namen nennen. Else de Brain war es."

„Hm. Ich kenne sie — aber halt, die ist doch mit diesem Torstenheim seit etwa einem oder anderthalb Jahren vermählt."

„Stimmt. Du bist doch besser unterrichtet, als ich dachte. Doch höre erst weiter: Ich liebte sie rasend, ich betete sie an. Sie war bewundernswert. Wenn ich sie nur auf der Straße sah, die schlanke feine Figur mit dem eleganten wiegenden Gang, der jede Körperlinie erraten ließ — ah, Freund, ich bin Kenner für so etwas — dann durchfuhr es mich wie ein elektrischer Strom. Und erst in Gesellschaft oder in der traulichen Intimität ihres Hauses! Du weißt doch wohl auch, daß sie ihren ersten Gatten bereits mit 20 Jahren verloren hat. . . ."

„Nein, das ist mir neu. Daß sie Witwe war, höre ich zum erstenmal."

„Nun, zur Sache selbst tut das ja auch nichts. Um es kurz zu machen. Unter allen ihren Verehrern waren Torstenheim und ich schließlich die bevorzugten. Nun kommt die erste Schürzung des Knotens. Eines Tages ließ sie mich zu sich bitten. Ihn wohl auch. Denn ich traf ihn dort. Und da erklärte sie uns, daß sie uns alle beide gleich schätze und achte und auch nur einem von uns die Hand reichen werde. Aber sie könne sich noch nicht entscheiden, wem von beiden. Deshalb mache sie uns den Vorschlag, eine Weltreise zu unternehmen. Sie gewinne Zeit, uns während unserer Abwesenheit gegenseitig abzuwägen. Und vielleicht könnte auch das eine oder andere Erlebnis, das uns begegnen würde, sie zu gunsten des einen oder anderen beeinflussen. Daß sie in der Zwischenzeit keinen anderen erhören werde, das schwöre sie uns.

Gut! Ich reiste ab. Ich höre anderthalb Jahre nichts von ihr. Ich vergesse sie aber auch nicht. Und was ist das erste, das ich erfahre, als ich endlich wieder anlange? Daß sie sich in der Zwischenzeit mit Torstenheim verheiratet hat."

„Wieder ein Rätsel", warf ich ein.

„Man kennt doch die Weiber nie aus. Sie war zudem schöner als je, machte mich rasender, begieriger nach ihrem Besitz als sonst. Nach und nach kam ich denn auch hinter Torstenheims Gemeinheit, anders kann ich es nicht nennen. Gewiß, er war auch weggefahren, aber nur, um an einer der ersten Stationen wieder umzukehren. Dann hatte er sich keck bei ihr melden lassen, hatte ihr gesagt, seine Liebe wäre so groß, daß er sich unmöglich von ihr trennen könne. Und da ich fern war, hatte er es leicht, mich auszustechen und sie zu überreden, ihm ihr Jawort zu geben. Er hatte eine Logik angewendet, die einem Frauenherzen imponieren mußte: Daß ich ging, gehen konnte, bewies, daß ich sie bei weitem nicht so liebte wie er, der sich nicht aus ihrer Nähe zu entfernen vermochte. Fein ausgeklügelt, was?"

Er schwieg, als erwarte er eine Antwort. Allerdings gab ich sie nicht. Drum fuhr er fort:

„Ich konnte ja nichts machen. Denn wer schuf mir ein Recht dazu? Es war unehrenhaft von Torstenheim, ein Schelmenstück. Indessen keins, wodurch ich ihn hätte fassen können. Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Schon als ich Else — pardon, Frau Torstenheim besuchte, entdeckte ich, daß sie nicht glücklich geworden. Das machte mich stutzig. Ich forschte nach, ich gestehe offen, ich spionierte. Und da kam ich bald dahinter, daß er sie in der schamlosesten Weise betrog, nachdem der erste Reiz, sie besessen zu haben, verflogen war. Sein Sinn ist zu flatterhaft, um beständig sein zu können. Und sie wußte, daß er sie hinterging. Das empörte mich aufs tiefste. Mich hat er unglücklich gemacht, ohne daß ich etwas dagegen unternehmen konnte. Sollte er sie auch unglücklich machen, ohne bestraft zu werden? Offen für sie in die Schranken zu treten, für sein Weib, das er betrog, das durfte ich nicht. Also mußte ich ihn auf andere Weise vor meine Pistole bringen. Und als ich ihn gestern mit seiner Maitresse in der Reichsstraße sah, da habe ich ihn geohrfeigt. — — So, nun kennst Du die Geschichte dieser seltsamen Ohrfeige."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sekundanten hatten alle Vorbereitungen getroffen, nachdem auch die letzten Versöhnungsversuche gescheitert waren. Schon stehen die beiden mit angeschlagener Pistole da. Da kommt ein Wagen in wilder Jagd näher. Eine Dame springt heraus; Else Torstenheim ist's, stellt sich vor ihren Gatten hin und ruft meinem Freunde Kurt zu: „Nun schießen Sie, wenn Sie Lust haben. Glauben Sie, ich lasse mir von Ihnen meinen Gatten töten?"

Wie sie von dem Duell erfahren, blieb uns ein Geheimnis. Auch, ob sie den Zusammenhang kannte. Jedenfalls stand sie nun stolz aufgerichtet da im glitzernden Schein der ersten Sonne und schützte ihren Gatten, den Mann, von dem sie wußte, daß er sie betrog und sie hinterging.

So sind die Frauen.

Das Duell hat nicht stattgefunden.

Wetterpropheten in der Tierwelt.

Die wissenschaftliche Wetterprophezeiung ist noch jung und wenig zuverlässig. Dagegen sind die Lehren von Menschen, die viel mit Tieren zusammen sind und reichlich Gelegenheit haben, diese gut zu beobachten, sehr alt und zum Teil durch mehrhundertjährige Erfahrung bestätigt. In einer englischen Zeitschrift wird eine ganze Reihe von Tieren aufgezählt, die besser als unsere Barometer das Wetter zu prophezeien im Stande sind. Von den Schwalben ist ziemlich allgemein bekannt, daß sie schönes Wetter verkünden, wenn sie ganz oben in den Lüften schweben und jubeln. Schießen sie dagegen jäh aus den Lüften herab, fliegen niedrig und unruhig, dann kann man auf Regen rechnen. Wenn die Sturmschwalbe über die brandenden Wogen schießt, dann bringt sie Sturm, und daher führt sie ihren Namen. Ein alter Wetterprophet ist der Pfau, der durch krächzende und mißtönende Schreie schlechtes Wetter ankündigt. Wenn die Saatkrähen früh unruhig um die höchsten Baumzweige fliegen, mit den Flügeln schlagen und laut krähen, dann schwört der Landmann, daß bald ein starker Regen niedergehen wird. Dagegen verkünden sie im Winter scharfen Frost, wenn sie vor Sonnenaufgang ausfliegen und nach Sonnenuntergang erst zurückkehren, lautlos und langsam. Die dumme Gans fühlt einen nahen Platzregen vorher, wenn sie ohne sichtbare Ursache sich mit schwerfälligem Flügelschlagen in die Luft erhebt, statt wie üblich auf dem festen Boden zu watscheln. Spazieren Enten im Gras und suchen Schnecken, statt im Wasser zu schwimmen, dann ist dem schönen Wetter nicht zu trauen. Waldhühner zeigen durch schnelles, nervöses Laufen mit vorgestrecktem Kopf nahen Regen an, und am Meeresufer nistende wilde Vögel schweres Unwetter auf See, wenn sie vom Wasser fort ins Land hinein sich wenden. Fische schießen schnell und aufgeregt hin und her, wenn das Wetter sich ändert. Wenn viele Bienenschwärme in den Stock zurückkehren und nur wenige ausfliegen, dann sind Sturm und Regen zu erwarten. Selbst Schafe ahnen ein Unwetter voraus und deuten es an, indem sie noch vor dessen Ausbruch Schutz suchen. Der Maulwurf weiß, wenn es einen harten Winter geben soll, und stattet seine Vorratskammer alsdann gut aus. Wenn die kleinen Feldmäuse hastig ihren Schlupfwinkeln zueilen, ist Kälte nahe. Die Nähe eines Gewitters zeigen alle Tiere durch Unruhe an.

Die armen Reichen.

Daß Geld nicht zum Glücklichsein erforderlich ist, daß Geld allein nicht glücklich macht, ist nachgerade abgedroschene Weisheit, nur hat darum die Jagd nach dem Gelde nicht nur nicht nachgelassen, sondern im Gegenteil ungemein zugenommen, zum körperlichen, geistigen und sehr oft auch moralischen Schaden der Herren Geldjäger. In Amerika, wo diese Jagd am schärfsten vor sich geht und die größten Erfolge errungen werden, sind diese Schäden am meisten hervorgetreten. Geistes-, Magen- und Nervenkrankheiten sind die wahrlich wenig erfreulichen Begleit- und Folgeerscheinungen, nicht minder wie frühzeitiger Tod. Natürlich haben solche Kranke wenig oder gar keinen Genuß von ihrem Gelde. Der vor kurzem verstorbene Baron Nathaniel von Rothschild war sein ganzes Leben hindurch bemüht, Gesundheit zu erlangen; es ist ihm dies aber nicht geglückt. Indessen hat er nicht durch die Jagd nach Geld seine Gesundheit eingebüßt. Anders verhält es sich mit vielen der amerikanischen Milliardäre, die zwar im Hasten nach Geld dieses im reichsten Maße erlangt haben, dabei aber die Gesundheit und mitunter sogar noch kostbarere Güter verloren haben. Von Rockfeller beispielsweise ist bekannt, daß er, der bequem für Rußland die Kriegsentschädigung aus seiner Tasche zahlen könnte, viele Jahre seines Lebens hindurch mit einer Kost sich begnügen mußte, mit der der Ärmste der Armen nicht zufrieden wäre. Andere, die zwar reichlich essen und trinken dürfen, weil ihr Magen gesund geblieben ist,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19050806053/fragment/page=0002